

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wenn nicht statt der Hingenommenheit von der Rolle bei dieser Schauspielerin auch in erster Linie ihr heroischer, unerhört kluger Kampf gegen ihre filmische Unangemessenheit zu spüren wäre. So aber wohnen wir vor allem dem problematischen Schauspiel bei, wie eine große Begabung unter dem Joch subalterner technischen Zwangs sich ducken muß und dafür ihre ganze Erfindungskraft nötig hat. Es war eine kluge, viele Einsichten vermittelnde Idee der Filmgilde, dieses Werk unter ihre Fittiche zu nehmen.

Elizabeth Brock-Sulzer.

Bücher Rundschau

Das Tessiner Literaturereignis 1942.

Die erfreulichste literarische Gabe aus dem Tessin war letztes Jahr zweifellos das Bändchen Dialektgedichte, womit der weitum bekannte, in Minusio niedergelassene Xylograph Giovanni Bianconi seine Landsleute und seine Freunde diesseits des Gotthard überraschte.

Im Gegensatz zu Italien, wo manch ein Maler und Graphiker — man denke nur an Soffici, Rosai, Sacchetti, Bucci — sich auch als Prosa- oder Versdichter behauptet, hat bisher im Tessin kein einziger Künstler dichterisch die Feder geführt. Bianconi ist zudem der erste Dialektdichter aus der Locarnoer Gegend, während Lugano und Bellinzona schon längere Zeit in der Dialektdichtung vertreten sind.

Spät, fast als ein Fünfziger, singt Bianconi zu dichten an. Wohl steuerte er einst zu einem Luganeser Witzblatt gereimte Wahr- und Bosheiten bei, dann aber lebte er Jahrzehntlang, neben seinen Pflichten als Zeichenlehrer, ausschließlich dem Holzschnitt, wovon die, seinem Bruder Piero, dem Literaten und Kunsthistoriker, gewidmeten „12 Stampe su legno“ ein fesselndes Zeugnis ablegen.

Der Radiowettbewerb für Soldatenlieder Ende 1939 weckte wieder im Schwarzwaldpoeten die Lust zu reimen und veranlaßte ihn zum „Lied der Landstürmle“, das den ersten Preis davontrug, durch P. Bajardi vertont und durch Edgar Piguet fernig ins Berndeutsche überetzt wurde. (Verlag Hug & Co., Zürich.)

Dieser Erfolg ermunterte Bianconi zu weiteren Wortrhythmen, zum Einfangen von Landschaft, Menschentypen, Erinnerungen und Hoffnungen, Tragik und Komik des Alltags in die mannigfachsten Vers- und Strophenformen. So ergaben sich Dialektgedichte ganz Eigenart, zuweilen Neuart, ganz Echtheit, Herzheit, in Scherz und Ernst durchpulst von innerster Anteilnahme, künstlerisch vielfach von einer Überzeugungskraft, die bei anspruchsvollen Kritikern warme Anerkennung fand. Bemerkenswert auch Bianconis geschmacklichere Unmittelbarkeit und metrische Kultur. Man spürt: er hat Maßstäbe. Nicht umsonst seine Hingabe an die bedeutenden italienischen Dialektdichter Porta, Tessa, Belli, Pascarella, und an herrlichste Lyriker anderer Sprachgebiete.

Einzelne dieser Gedichte verdienen es, ins Deutsche umgeprägt zu werden, so beschwingt ist ihr Aufslug, so weit ihre Schau, so treffend ihre Weisheit, so menschlich ihre Lehre: u. a. „Frühmorgens“, „Höhenkurven“, „Meine Mutter“, „Geburtstag“, „Fronleichnamsfest“, „November“, „Um Ufer“ und die großempfundene, musikalisch so suggestive Strophe über die „Mäher“. Indes, zahlreiche Deutschschweizer kennen und lieben ja aus Erfahrung den Tessinerdialekt und treten gewiß mit Freuden an das Original heran, umso mehr, als ein Anhang die nur in Minusio heimischen Ausdrücke umschreibt und erklärt.

„Garbiröö“ nennt Bianconi seine Gedichte, nach jenen kleinen Beerenbüscheln, die zur Reifezeit der andern Trauben, noch „garb“ (herb) schmecken und erst nach der Weinlese reifen; also Spätlinge. In holzgeschnittenen Vierzeilern widmet er sie munter seiner eifigen Gefährtin.

Prof. Urimino Tannier von der Basler Universität geht im Vorwort mit geradezu brüderlicher Einfühlung und mit betontem Wohlgefallen auf die

Sonderwerte dieser spätgereisten Lieder ein und nicht weniger auf Schalk und Schönheit der vom Dichter selbst sorgsam betreuten Ausstattung und Bebildderung. Lesern und Bibliophilen empfiehlt Janner dringend, Bianconis Liederbuch anzuschaffen und getreu aufzubewahren, „denn“, fügt er mit Recht hinzu, „in einigen Jahrzehnten wird es vielleicht eines der seltensten und gesuchtesten Bücher sein, die je in unserm Kanton erschienen“.

Den Verlag Romerio und die Druckerei Malè in Locarno beglückwünscht man gerne zu ihrem Anteil an diesem ungewöhnlichen, jeder Börse zugänglichen Opus.

E. N. B a r a g i o l a.

Bismarck und England.

Unter diesem Titel übergab Maximilian von Hagen eine Reihe von Betrachtungen, welche er teils schon 1911, teils während der Zwischenkriegszeit in führenden Tagesblättern und Zeitschriften erscheinen ließ, als abgerundete Darstellung der Öffentlichkeit*).

Die Frage „Russische oder englische Bündnispolitik?“, auf die er das Schwerpunkt legt, stellte sich der Außenpolitik des Zweiten Reiches als schicksalentscheidendes Zentralproblem. Bismarck ging in der Behandlung dieser Frage von der Auffassung aus: „Für uns ist Russland wichtiger als England und auch gefährlicher... Wir wollen uns also mit England nur so weit einlassen, als wir uns dadurch mit Russland nicht verfeinden“, denn „für Deutschland liegt die größte Gefahr immer in der Möglichkeit eines Zusammengehens von Frankreich und Russland“. So äußerte sich Bismarck 1885 gesprächsweise; sechs Jahre vorher hatte er die Weisung erteilt: „Wir dürfen uns für aggressive englische Zwecke nicht vorspannen lassen, (da) ein Krieg mit Russland immer nicht eine Sache (ist), die man pour les beaux yeux Englands führt“ (S. 15). Hagen zeigt im Verlauf seiner Darstellung, wie der große Staatsmann, „des russischen Druckes müde“, verschiedentlich in England vorfühlte, um zu erfahren, ob England aus seiner selbstgewählten Isolierung heraustraten und an der europäischen Kontinentalpolitik wieder teilnehmen wolle. Im letzten Jahre seiner Kanzlerschaft trug er ihm selbst ein Bündnis an, „obwohl er auch bei diesem Versuche“, meint Hagen, „nicht sonderlich hoffnungsvoll gewesen sein wird“. Der Verfasser hält es für ausgeschlossen, daß Bismarck mit diesem Angebot nur eine britische Absage hätte extrahieren wollen. „In Wirklichkeit sprechen unwiderlegliche Altenvermerke und amtliche Weisungen sowie öffentliche und private Erklärungen dieser Zeit für den vollen Ernst seines Kurses“ (S. 76); die Demarche Bismarcks scheiterte nach Hagens Überzeugung an der Abneigung Lord Salisburys, des damaligen britischen Premierministers, gegenüber einer Preisgabe der „splendid isolation“.

Das vorzüglich fundierte, fesselnd geschriebene Buch tritt nahezu restlos für die Richtigkeit und Berechtigung von Bismarcks Außenpolitik ein, wie der Verfasser anderseits eine starke Antipathie gegen England unverhohlen an den Tag legt. Ganz besonders interessant sind seine Gedankengänge über das „Geheimnis des Erfolges“ Bismarcks, die von Bismarcks Charakteristik der Politik als der „Kunst des Möglichen“ sowie von seiner scharfen Unterscheidung zwischen Lebensfragen und Interessenfragen ausgehen. „Von hier aus“, sagt Hagen, „ergibt sich die weitere Vorbedingung, daß er in der großen Politik keine Vorurteile kannte und alle Fragen allein vom Standpunkt des deutschen Interesses, wie er es sah, behandelt wissen wollte“ (S. 106).

Das gedankenreiche, sehr sachlich gehaltene Buch vermag Wertvolles dem Leser zu schenken, welchem die Materie einigermaßen vertraut ist, und der sich die Zeit nimmt, es unter unabhängiger Stellungnahme zu durchdenken.

O t t o W e i ß.

*) Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin 1941.

Volkswirtschaftspolitische Konzeption.

Hermann Dütschler: Volkswirtschaftspolitische Konzeption. Verlag A. Francke A. G., Bern 1942.

Wenn auch der Verfasser im Vorwort ausdrücklich betont, daß er für den Inhalt der vorliegenden Schrift allein die Verantwortung trage, darf doch nicht übersehen werden, daß er im Jahre 1940 zusammen mit Prof. Dr. E. Böhler die beiden Abhandlungen „Grundsätze der schweizerischen Wirtschaftspolitik in Kriegszeiten“ und „Allgemeine Grundsätze schweizerischer Wirtschaftspolitik“ veröffentlicht hat und im Grunde genommen nur das dort Gebotene weiterentwickelt. Vom Politiker als Stimmbürgers und Behördemitglied erwartet der Verfasser zwar nicht Wissen der Theorie, wohl aber Wissen um die Theorie. Er möchte mit seinem Buche dieses Wissen um die Theorie vermitteln und nennt diesen „Begriff“, diese Ahnung, die man von der Volkswirtschaft haben muß, „Konzeption“. Die von Dütschler gebotene volkswirtschaftspolitische Konzeption bildet also die von einer volkswirtschaftlichen Doktrin abgeleitete Grundlage, auf die sich die Volkswirtschaftspolitik zu stützen hat. Das Bestreben, dem Wirtschaftspolitiker so etwas Ähnliches wie theoretisch untermauerte Faustregeln in die Hand spielen zu wollen, ist nur zu begrüßen; denn in der Tat fehlt es in der Wirtschaftspraxis nur zu oft an klaren Vorstellungen und Richtlinien.

Zur Einführung gibt der Verfasser anhand der Terminologie von Englis und von Eucken einen Überblick über die verschiedenen Wirtschaftssysteme von der zentralgeleiteten Wirtschaft oder dem solidaristischen Wirtschaftssystem bis zur freien Verkehrswirtschaft oder dem individualistischen Wirtschaftssystem mit allen nur denkbaren Zwischenstufen. Daran anschließend bespricht er die wirtschafts-technischen Grundelemente, die Produktion und den Verbrauch, sowie den Zusammenhang zwischen diesen beiden Elementen. Der theoretische Teil der Arbeit gipfelt in den Ausführungen über den Kreislauf des Geldes und die Aufrechterhaltung der Beschäftigung. „Auch hier (im individualistischen System) werden Störungen und insbesondere Arbeitslosigkeit entstehen, wenn der Geldkreislauf aus irgendwelchen Gründen schrumpft. ... Will man diese Störungen und den Beschäftigungsausfall vermeiden, so muß man offenbar auch im individualistischen System (in der Verkehrswirtschaft) Maßnahmen treffen, die den Geldkreislauf mit Sicherheit aufrechterhalten.“

Es genügt bei dieser kritischen Betrachtung, den theoretischen Teil von Dütschlers neuester Veröffentlichung bis hieher zu verfolgen. Der Verfasser ruht in seiner geistigen Abhängigkeit von Prof. Böhler auf der Quantitätslehre und der Kreislauftheorie. Er geht also den Irrweg, wie er von Dr. W. Zollinger in seinem Buche „Die Inflationstheorie auf Irrwegen“ und in seiner Schlussbetrachtung über die entbrannte öffentliche Diskussion „Geldtheorie und Teuerung“ ausgezeigt wurde. Die theoretischen Ausführungen Dütschlers haben, um es vorweg zu nehmen, den einen Nachteil, daß sie nichts taugen. Der Verfasser erwartet wohl sachliche Kritik, rechnet allerdings dazu „nicht die hypereinfache Klassierung“ seiner Überlegungen „in irgendeine begriffsnationalökonomische oder politische Kategorie“. Um es nicht bei einer hypereinfachen Klassierung bewenden zu lassen, sei auf die in Fachzeitschriften und in der Tagespresse veröffentlichten Beiträge über Zollingers Buch „Die Inflationstheorie auf Irrwegen“ hingewiesen. Diese umfangreichen wissenschaftlichen Abhandlungen, die Zollinger im Abschnitt „Abschied von der Quantitätslehre“ (Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft, Heft 6, 1942) mit überaus klarer, scharfsinniger und überzeugender Beweisführung abschließt, bilden einen wesentlichen Bestandteil dieser Betrachtungen. Daß unter diesen Umständen Dütschlers Ausführungen im Kapitel „Inflationspirale und Produktivität“ einer kritischen Untersuchung nicht standhalten, braucht nicht mehr näher dargelegt zu werden.

All diese Mißgriffe sind erklärlich, wenn man bedenkt, daß sich der Verfasser als Techniker auf das Glatteis der Wirtschaftswissenschaften begeben hat. Der Schuster ist aber teilweise doch bei seinem Leisten geblieben, wenn er in völliger Unkenntnis vom Wesen des Wirtschaftlichen sagt: „Auch bei uns wird sich die ingeniermäßige oder naturwissenschaftliche Denkweise auf jene Gebiete der Nationalökonomie, die sich hiefür eignen, durchsetzen“ und zu den geeigneten Ge-

bieten auch die Preisbildung zählt. Um die von ihm ausgedachte Sonderstellung zu rechtfertigen, spricht Dütschler unter Hinweis auf Nehnes, Grünig und Föhl von „Wirtschaftsingenieuren“ und bemerkt: „Zu ihnen gerechnet zu werden, wäre für mich eine große, aber sicherlich noch kaum genügend verdiente Ehre“. Von den Nationalökonomien hält er ganz allgemein nicht viel; denn im Zusammenhang mit der fast ausschließlich aus Zitaten bestehenden Übersicht über die Wirtschaftssysteme schreibt er: „Mehr wäre schon richtiges Spezialwissen über die Nationalökonomie, wie es die Fachleute der Volkswirtschaft haben — sollten!“ Damit trifft er in undankbarer Weise auch seinen eigenen Lehrer und Förderer, den Professor für Nationalökonomie an der E. T. H., dem er schließlich eine so schlechte Note doch nicht hätte erteilen sollen, zumal er gerade da länger als zweckdienlich bei einer revisionsbedürftigen Auffassung verharrt, wo Dütschler seine theoretische Konzeption entlehnt hat. Von „mehr oder weniger prominenten Nationalökonomien“ sprechen und unmittelbar anschließend Prof. Röpke zitieren, ist eine Überheblichkeit, die dem Verfasser schlecht ansteht. Sein Versuch, mit geringsschädlichen Redensarten über die Nationalökonomie gleich welcher Richtung die Unzulänglichkeit der eigenen Arbeit zu verdecken und die Wirtschaftspraktiker, für die das Buch bestimmt ist, auf die wenig tragfesten Pfade der „Wirtschaftsingenieure“ zu locken, muß im Interesse sauber denkender Nationalökonomien gebrandmarkt werden.

Nach dieser Klarstellung darf das Buch, das ja zu einem wesentlichen Teil aus Zitaten besteht, dem Wirtschaftspraktiker empfohlen werden; denn im praktischen Teil sind über Arbeitsbeschaffung und Altersversicherung wertvolle Ausführungen enthalten, die zum Nachdenken anregen. Dütschler lehnt die Arbeitsbeschaffung wegen der Gefahr des Abgleitens in den Kollektivismus ab und empfiehlt, „die Konjunktur einmal fest in die Hand zu nehmen“, als ob die von ihm gedachte Konjunkturpolitik ohne massive Eingriffe des Staates in das Wirtschaftsleben überhaupt durchführbar wäre. Die einschlägigen Ausführungen von Prof. Röpke in seinem Buch „Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart“ werden ganz einfach mit einem einzigen Satz lächerlich gemacht: „Der ‚dritte Weg‘ ist ein Spaziergang in das ‚Gärtchen hinter dem Hause‘, wo Kohl und schöne Blumen wachsen — aber dort hört er auf!“

Das Umlageverfahren wird für die Altersversicherung als pseudosozial und daher als unzulässig bezeichnet. Zur Erhärtung dieser Auffassung werden Berechnungen und Ausführungen von Prof. Dr. S. Dumas, dem inzwischen verstorbenen Direktor des Eidgenössischen Versicherungsamtes, wiedergegeben. Wohl ist aus den angeführten Zitaten eine dringende Warnung vor unzulänglicher Finanzierung einer Altersversicherung nach dem Umlageverfahren herauszulesen. Wenn Prof. Dumas für einen bestimmten Fall im reinen Umlageverfahren für das erste Jahr eine Jahresprämie von 25 Rp. und nach einem Menschenalter im Dauerbetrieb eine solche von 287 Fr. errechnet, will das nun aber nicht heißen, daß er im Falle der Errichtung einer Altersversicherung nach dem Umlageverfahren die Finanzierung nach dieser schematischen Berechnung ohne zeitlichen Ausgleich durchgeführt hätte. Selbst wenn Prof. Dumas wegen den dem Umlageverfahren innerwohnenden Gefahren unzulänglicher Finanzierung dem Kapitaldeckungsverfahren den Vorzug gegeben hätte, darf in Abetracht der inzwischen mit der Erwerbsausgleichskasse gemachten Erfahrung das Umlageverfahren doch nicht schlechthin als pseudosozial abgetan werden. Dütschler spricht dem individuellen Sparen als Zukunftsvorsorge das Wort, setzt aber voraus, daß die alte Generation soweit entspare, also Ersparnisse verbrauche, daß dadurch der jungen Generation das Arbeiten und Sparen ermöglicht werde. Ingeniermäßig gedacht, mag diese Rechnung aufgehen, wirtschaftlich betrachtet aber nicht, und zwar schon deshalb nicht, weil sich alte Leute, die selbst für ein unwahrscheinlich hohes Alter vorgesorgt haben möchten, nicht leicht vom Ersparnissen trennen. Da zeigt sich eben, was der Verfasser nicht anerkennen will, daß die Nationalökonomie nicht zu den exakten Wissenschaften, sondern zu den Sozialwissenschaften gehört.

Sam Streiff.

Das Basler Jahrbuch 1943.

Das *Basler Jahrbuch* bringt 1943 eine besonders sorgfältige Auswahl von Beiträgen, zunächst wie üblich einige Biographien. So von Hans Dietschy eine Übersicht über das wissenschaftliche Werk des 1942 verstorbenen Basler Forschungsreisenden Dr. Fritz Sarasin, der von der Zoologie ausgehend, über die Ethnologie bis zur Urgeschichte vorgedrungen ist. Ihm verdankt auch Basel sein Museum für Völkerkunde, unmittelbar im Anschluß an die Entstehung des ersten wirklichen Museums für Völkerkunde, dessen in Berlin. Karl Schebold behandelt das Leben des 1940 verstorbenen Prof. Ernst Pfahl, „des gelehrtesten unter allen zeitgenössischen Archäologen“, mit den Hauptwerken über die Malerei und Zeichnung der Griechen und über die ostgriechischen Grabreliefs. Von Hermann Christ-Socin, dem Berufe nach praktischer Jurist, berühmt weit über die Schweiz hinaus als Botaniker, auch bekannt als Vorkämpfer gegen die berüchtigten Kōngogreuel, liegen Aufzeichnungen vor „Aus Basel's Biedermeierzeit Kindheits- und Schul-Erinnerungen“, eigentlich nur für seine Nachkommen bestimmt. Ebenso interessant wie der Inhalt, Basel's patriarchalisch Leben in Haus und Schule noch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, ist die Tatsache, daß der Verfasser — gestorben 11 Tage vor Vollendung seines hundertsten Lebensjahres — sie im Alter von 98 Jahren niedergeschrieben hat, ohne daß Inhalt oder Stil irgendeine Alterserscheinung aufweisen. Besonders verdient ist der Aufsatz von H. Albert Steiger über Marquard Woher als erste Biographie dieses Malers und Kupferstechers (1760—1830), von dem heute noch viele Basler Familien treffliche Miniaturen besitzen. Von ihm stammt auch das Panorama von Thun, an dem er 5 Jahre arbeitete, das lange Zeit eine Hauptsehenswürdigkeit von Basel bildete — gab es doch damals solche Panoramen nur noch in London, Paris und Wien — und das heute leider im Stadtbauamt von Thun seinem völligen Ruin entgegengehen soll. Einen Glanzpunkt bilden Emil Beuermann's „Jugenderinnerungen eines Basler Malers“, in denen der Künstler und Dichter mit bekanntem Humor die entbehruungsreichen Anfänge seiner Künstlerlaufbahn in Basel, Paris, Frankfurt, Karlsruhe und dann nochmals Paris schildert. Andere Beiträge sorgen für willkommene Abwechslung. So von Otto Spieß eine Beschreibung des Wandteppichs im Regenzimmer der neuen Universität, den in Form eines historischen Bilderbogens 60 Damen aus den Kreisen der Universität stickten. Nur schade, daß die Reproduktion des Teppichs wohl allzu klein ausgesunken ist, um alle Feinheiten des Kunstwerks anhand der Beschreibung erkennen zu können. Einige an Johann Rudolf Burckhardt, bekannt als Erbauer des Kirschgartens und als Mäzen gerichtete Briefe namhafter Zeitgenossen, darunter einen von Goethe, teilt Ernst Schopf-Preiswerk mit. Von seinem Sohne, dem berühmten Forschungsreisenden Scheich Ibrahim, reproduziert Hans Staehelin aus alten Kunstatken eine Urkunde, in welcher der Sohn am 5. Juli 1815 in Kairo zugunsten seiner Mutter auf seinen Anteil an der väterlichen Erbschaft verzichtet hat. Endlich wäre außer der üblichen Basler Chronik vom 1. Oktober 1941 bis 30. September 1942, der Übersicht über das künstlerische Leben Basel's im gleichen Zeitraum und zwei Briefen eines Baslers August Sauvin aus Amerika von 1866 und 1867, noch ein höchst interessantes Erinnerungsblatt an Andreas Vesalius zu nennen, mitgeteilt von Friedrich Rudolf, nämlich das Titelblatt des berühmten, 695 Großfolioseiten enthaltenden Werkes Vesals „de Humani corporis fabrica“, Basel 1543, das Vesal's bester Biograph der Basler Anatom Prof. Roth für „unschätzbar als Vorbild wissenschaftlicher Methode“ erklärt hat.

Alfred Wieland.

Eine Klostergeschichte.

Iso Müller: *Disentiser Klostergeschichte. I. Band. 700 bis 1512. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln 1942.*

Die Abtei Disentis, eine der ältesten Mönchsgemeinden des Abendlandes, hat an der Christianisierung des Alpenraums, am mittelalterlichen Verkehr über Oberalp und Lukmanier, im besondern an der Päpzerpolitik der Ottonen- und Stauferkaiser, nicht zuletzt als eigener Klosterstaat an der Entwicklung der rätischen Bünde und der inneren schweizerischen Demokratien hervorragenden Anteil gehabt. Ihre wechselvolle Geschichte ist in letzter Zeit von P. Iso Müller, einem Mitglied des

Disentiser Konventes, in gründlichen Einzeluntersuchungen aufgeklärt und durch viele neue Tatsachen bereichert worden. Als zusammenfassendes Ergebnis seiner Forschung legt nun Müller in einem ersten Bande die Klostergeschichte bis 1512 vor, die in knapper, klarer Darstellung den vielgestaltigen Stoff zu einer überzeugenden Synthese formt und damit besonders die alpine Geschichtsschreibung unseres Landes in hohem Maße fördert.

Die Anfänge der Abtei dürften nun endgültig abgeklärt sein. Sie reichen nicht ins Jahr 614, in die Zeit des großen Alamannenbekehrers Columban zurück, wie frühere Generationen geglaubt haben, sondern stehen in Zusammenhang mit der Nachblüte der iroschottischen Missionstätigkeit im Frankenreich, deren Mittelpunkt das von Columban gegründete Kloster Luxeuil in den Vogesen war. Von dort aus zog um 700 der Franke Sigisbert und erbaute in der Einsamkeit oberhalb des Russeinerfelsens im Böderrheintal mit Hilfe seines rätschenfreunden Placidus eine Einsiedelei und die kleine Peterskirche. In der Folge wuchs daraus ein bedeutendes Kloster empor, das sich in die Reihe der gleichzeitigen, großen Gründungen zu St. Gallen, Reichenau, Murbach und Fulda stellte. Wohl wurde Placidus ermordet durch den Präses Viktor in Chur, der um seine Herrschaft sorgte und wie die führenden Schichten in Alamannien den fränkischen Klostergründungen mit Misstrauen begegnete. Aus dem Blute des Märtyrers, über dessen Grab die in Chor und Krypta noch erhaltene Martinskirche errichtet wurde, wuchs neues Leben auf. Der gewalttätige Präses führte selber um 744 durch umfangreiche Vergabungen den Mord an Placidus und legte damit den Grund zum nachmaligen Klosterstaat.

Der eigentliche Organisator der klösterlichen Siedlung wurde der Abtbischof Ursizin, der wohl von der Reichenau her kam und den beiden schon bestehenden Gotteshäusern ein drittes, eine der hl. Maria geweihte Saalkirche mit drei Apsiden auf der Ostseite hinzufügte. Die archäologische Erforschung dieser Kirchen und der 1907 wieder entdeckten Krypta stützen die aus den historischen Quellen erschlossenen Resultate. Instruktiv wertet der Verfasser das berühmte, um 810 entstandene Verbrüderungsbuch der Reichenau aus. Hier werden 93 in Disentis verstorbene Mönche, an ihrer Spitze Abt Ursizin, aufgeführt. Die Namen lassen auf ihre Herkunft schließen. Darnach waren die Alamannen im Konvent verhältnismäßig stark vertreten. Es mag dies im Zusammenhang mit der Politik Karls des Großen stehen, der nach der Unterwerfung der Langobarden in Rätien das weltliche und geistliche Gewalt zusammenfassende Rektorat schuf und Disentis als Eigenkloster behandelte. Die karolingische Zeit war immerhin dem Kloster in kultureller Hinsicht sehr günstig. Der Kirchenbau erhielt starke Förderung. Beziehungen nach dem Süden, über den Lukmanier, wurden angeknüpft. Doch brachte der Einfall der Sarazenen 940 einen schweren Rückschlag. Der Konvent musste fliehen und fand in Zürich mit den kostbarkeiten des Klosters gastliche Unterkunft. Zum Dank für das gewährte Asyl überließ er dem Grossmünster Reliquien des hl. Placidus, dessen Fest fortan in der Limmatstadt alljährlich gefeiert wurde.

Mit ihren Besitzungen an Nord- und Südrampe des Lukmaniers, der viel früher als der Gotthard dem Verkehr erschlossen wurde, erhielt die Abtei Bedeutung für die deutsche Reichspolitik. 965 kam Otto der Große auf seiner Heimkehr aus Italien über den Lukmanier nach Disentis und verlieh dem Kloster die ersten kaiserlichen Privilegien und Schenkungen, so die Kirche im zürcherischen Pfäffikon. Spätere Kaiser haben den Paß noch mehr benutzt, so Barbarossa, der wie kein anderer das Kloster im Hinblick auf die strategische Bedeutung des Alpenüberganges begünstigte.

Schließlich umfasste das Disentiser Herrschaftsgebiet über 700 km², doppelt so viel wie die Stiftsherrschaften von Engelberg und Einsiedeln zusammen. Hinzu kam ein weiter, nach Norden bis in den Aargau, nach Süden in die Poebene sich erstreckender Streubesitz. Doch entsprach der äussern Machtfülle nicht mehr die innere Kraft des Konvents, der im Beginn des 13. Jahrhunderts vom Niedergang des klösterlichen Lebens ergriffen wurde und kaum noch ein halbes Dutzend Mönche zählte. Wenn die Abtei sich in den folgenden Schwierigkeiten trotzdem behauptete, verdankte sie dies der klugen Haltung ihrer Vorsteher. Der freiheitlichen Bewegung, die durch die Wanderung der Walser nach Urseren und Böderrhein ausgelöst wurde, begegneten die Abtei durch Verbindungen mit den Dynasten des Oberwallis, Bün-

dens und mit den Waldstätten. Im Urseren, dem westlichen Exponenten des Klosterbesitzes, gaben sie den Urnern den Weg frei zum Gotthard durch die friedliche Übereinkunft von 1319. Von 1327 bis 1353 leitete der Abt Thüring von Atttinghusen mit starker Hand die Geschicke des Klosters und half den Marchenstreit zwischen Schwyz und Einsiedeln beilegen, während ein anderes Glied seines Geschlechts hervorragenden Anteil am Ausbau der achtjährigen Eidgenossenschaft nahm.

Vorübergehend schien eine weit um sich greifende Erhebung des Volkes in Rätien und Urseren der Klosterherrschaft gefährlich zu werden. Gegen den Bischof von Chur erstand 1367 der Gotteshausbund. Um dieselbe Zeit ermordeten Klosterleute von Disentis ihren Abt Jakob Buchhorn. Dennoch vermochten die folgenden Abte die freiheitliche Strömung in eine ihnen günstige Bahn zu lenken. 1395 schuf der aus Flanz stammende Abt Johannes den Flanzer Bund, eine Verbindung von Herren und Untertanen. Sein Nachfolger, der hervorragende Peter von Pontaningen, vollendete das Werk der politischen Einigung im Trunser oder Grauen Bund von 1424, einer ewigen Eidgenossenschaft in den rätischen Hochtälern, die naturgemäß bald mit den gleichgesinnten Schweizern jenseits der Alpenkette in dauernde Schicksalsgemeinschaft trat und nach dem Burgunderkrieg aktiven Anteil nahm an den Kämpfen gegen Mailand wie gegen das Deutsche Reich. Die drei letzten Abte des ausgehenden Mittelalters stammten aus Schwaben, lebten sich aber rasch in die bündnerische Volksseele ein. Dem Kloster fehlte immerhin troß äußerer Erfolge in dieser bewegten Zeit der innere, geistige Halt, die Kraft zu intensivem religiösen Leben und zu wissenschaftlicher Arbeit.

Der Verfasser deckt in diesem Buch eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Zusammenhänge auf. Er verbindet mit der Liebe zu seinem Kloster ein unbestechliches Verantwortungsgefühl und kritischen Sinn für die ihm als Historiker gestellte Aufgabe. Das mit Bildern und Karten trefflich ausgestattete Werk geht weit über den üblichen Rahmen einer Klostergeschichte hinaus und wird zur grundlegenden Geschichte des bis 1300 wichtigsten schweizerischen Alpenraums. Der Ausgabe des zweiten Bandes darf man mit Interesse entgegensehen.

D. Mitter.

Betrachtungen zu drei Schriften von Dr. J. J. Kindt-Kiefer.

Gerechtigkeit und Freiheit. — Eidgenossenschaft im neuen Europa. — Über den Saz in der menschlichen Rede. Erschienen im Verlage von Paul Haupt, Bern, 1941—1942.

„Ihr wollt meinen Platz wissen? Überall wo gekämpft wird.“

Christian Morgenstern.

Mit diesem Worte lässt sich das bisherige wissenschaftliche Schaffen Dr. J. J. Kindt-Kiefer's wohl am ehesten charakterisieren: denn ganzheitliches Schaffen trägt seine Früchte auch ins Ganze. Um dieses Ganze aber ist heute der Kampf entbrannt. An allen Ecken und Enden beginnt er zu wüten; und überall und immer fordert er den ganzen Menschen, wenn irgendwo und irgendwie noch ein Sinn aus ihm werden soll.

Wer das Schriftwerk von Dr. Kindt überschaut, ist erstaunt über seine reichhaltige Fülle. Zu welcher Schrift er auch immer greifen mag: überall findet er dieselbe Sachgerechtigkeit, dieselbe Gewissenhaftigkeit und dieselbe Wirklichkeitsverbundenheit der Darstellung. Der fundige Leser wird sich durch diese Schriften immer wieder an die wunderbaren, geistverbundenen Harmonien mittelalterlichen Geisteslebens erinnert fühlen. Doch wird er sogleich entdecken, daß der universalistische Zug im Werke Kindts, weder einem „Aufwärmen“ alten Kulturgutes, noch irgend einem „Zurück zu“ entspringt. Mögen frühere Zeiten wertvollste Früchte für das menschliche Gesamtleben gebracht haben — wir wollen ihnen dafür dankbar sein — im Ringen des gegenwärtigen Menschen muß der Ansatzpunkt für alles Schaffen, in der konkreten und tagtäglich erlebten Not des hic et nunc existierenden Zeitgenossen gesucht, gefunden und gegründet werden. Rettung und Heil kann dem heutigen Menschen nur werden, wenn er in und aus den Realien seiner gegenwärtigen Lage ergriffen und begriffen wird.

Die Aufgabe lautet somit für den Wissen Schaffenden dahin, eine ganzheitlich-universalistische Anschauung zu begründen, in welcher die Fragen des heutigen

Menschen ihren Ort und ihre Lösung erfahren können. Und zwar so, daß der Mensch, als Zeitgenosse in diese Anschauung „hineinzusteigen“ vermag, daß er sich in ihr „zu Hause“ fühlen kann, und nicht in sie hineingesteckt wird, wie in Kleider, die für einen andern geschneidert, ihm bloß notdürftig passen. Wird moderne Wissenschaftlichkeit diese Aufgabe meistern, so hat sie geleistet, was ihre Bestimmung ist; so hat sie ihr Dasein vor den Gegebenheiten des modernen Lebens gerechtfertigt; so hat sie sich als ein sinnvolles Glied im Gesamtzusammenhang des menschheitlichen Lebens erwiesen, und nicht bloß als „Instrument“ der Verfeinerung des Kults des Bösen!

Wer nun auf den Universalismus blickt, wie er im Werke Kindts anschaulich wird, erkennt — und das ist der Grund zur berechtigten Hoffnung, die von der strebenden Jugend diesem Werke entgegengebracht wird —, daß sein Grund in der konkreten und von jedem erfahrbaren und erlebbaren Situation des modernen Menschen liegt. Stellt doch Kindt seine Wissenschaft — und zwar Punkt für Punkt — auf den freien, gewissenhaften und selbst zu verantwortenden Entschluß eines jeden Denkenden!

Er ruft die Jugend nicht auf, irgend einen der Götter oder Gözen anzubeten, um mit ihnen den Weg „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ hinzutragen. Er spricht nicht bloß zu denjenigen, die in der glücklichen Lage sich befinden, eben, „aus dem Meer des Irrtums aufzutauchen“. Er wendet sich an den Einsamen, Verlassenen, in seinem Leid und seiner Not Ohnmächtigen, Geplagten, aus allen Werten und Sicherheiten Vertriebenen. Deshalb ist sein Gott auch nicht „irgend ein Mächtiger“, sondern der ohnmächtige Gott, der „vor geraumer Zeit — aber auch gerade vorhin wieder — am Galgen“ hing. (Gerechtigkeit und Freiheit, S. 3). Dieser Gott allein vermag auch demjenigen, der „keine Wohnung mehr im Hause des Herrn zu finden vermag“ einen *topos* zu zeigen, wo er ein sinnvolles Wirken zu entfalten vermag. Der christliche Gott — als der menschgewordene Gott — allein vermag den je und je leidenden Menschen in seiner Not zu fassen. „Der christliche Gott ist wesentlich Erlöser aus der Not: Denn er ist ein Gott, der den Satz von der Ohnmacht als Grundzak des menschlichen Handelns durch sein Beispiel vorgelebt hat“. (Eidgenossenschaft im neuen Europa, S. 82.)

Dieser Haltung angemessen gestaltet sich der Gewissensbegriff, den Kindt immer wieder in den Kernpunkt seines Schaffens stellt. Für Kindt ist das Gewissen nicht eine Instanz, die Richtlinien des menschlichen Tuns aufstellt. Es ist ihm kein Imperativ, kein Sollen, das dem Menschen von außen die Bestimmung vorschreibt. Das Gewissen im Sinne Kindts schafft dem Menschen freien Platz zu eigenem Entschluß, indem es je und je alle Gegebenheiten in Frage stellt. Die Gewissensstimme wird dort hörbar, wo Gott aufgehört hat, dem Menschen Antworten zu erteilen. Wo der Mensch aus Gottes Obhut entlassen ist und Gott und Geist ihm fraglich geworden sind. Da aber stellt die Gewissensfrage: Adam, wo bist du? den Menschen in die Unausweichlichkeit eigenster Entscheidung! Hier, wo er von der Gewissensstimme aufgerufen, sich auf sich selbst gestellt finden, vermag er allein sich Antwort und Bestimmung zu geben. So stellt ihn das Gewissen in die stolze Ver-Antwortung, durch freien Entschluß, sich der fragenden geistigen Wirklichkeit aufzuschließen, oder sich der Unfreiheit finsterer Mächte zu verschreiben. Das Gewissen wird so bei Kindt zum Grund-Quell der menschlichen Freiheit.

Durch diese Fundierung ist das Werk Kindts allen denjenigen offen, die aus der heutigen Situation des Menschen heraus nach einem Lösungswege der lastenden Probleme suchen. Sie werden in ihm den Strahl eines Lichtes finden, das nicht bloß den Glücklichen irgendeines Paradieses strahlt, sondern seine leuchtende Kraft und heilende Helle auch dort zu verbreiten vermag, wo Finsternisse walten.

Deshalb vermag dieses Schaffen einen zukunfts tragenden Impuls zu bilden.

Dieser wird den Menschen aus der bodenlosen Resignation oder der Verzweiflung an allem Wissen, aus der kalten Leere des modernen Weltbildes, das für den Menschen keinen Ort mehr kennt und vom sinnlosen und unbedingten Tatendrang (der immer zum Ruine führen muß) befreien. Es wird ihm den Stand — den Geist-Stand —, um den der echt Strebende der Gegenwart ringt, zu schaffen möglich machen.

Im Rahmen dieses Ringens müssen wir die drei, hier kurz zu besprechenden Schriften Kindts verstehen, wollen wir ihnen in ihrer Tiefe gerecht werden.

Gerechtigkeit und Freiheit. Die kleine Schrift ist überschrieben: „Zur Bindung des Rechtes an das Gewissen“. Eine heute wahrhaftig nicht überflüssige Aufgabe! Als Motto lesen wir: „Gerechtigkeit ist: Lieber Unrecht vom Andern erleiden, als Unrecht dem Andern tun.“ Damit ist zugleich der Kern-Gehalt dieser Schrift ausgegriffen. Sie versucht danach, zu einer Konkretisierung eines christlichen Gerechtigkeitsbegriffes zu gelangen und diesen der heutigen Rechtswelt einzuprägen.

An die Stelle der alten — heute jedoch noch immer und immer noch vertretenen — Gerechtigkeitsauffassung, wonach diese wesentlich als ausgleichende, sühnende, rächende und strafende Gerechtigkeit aufgefaßt wird, und eigentlich nichts anderes bedeutet, als eine aufgewärmte und in moderne Sprache übersezte Talion-Gerechtigkeit, stellt Kindt eine völlig neue Auffassung. Ihr Wesensmerkmal wird von ihm, aus der bloß äußerer Sphäre, in der es die üblichen Auffassungen seien, in die Wirklichkeit des Menschen hineinverlegt. Gerecht ist eine Ordnung dann, wenn sie die Richtung gewährleistet, die dem Menschen, als gewissenhaftem Wesen, zugehörig ist.

In solcher Auffassung wendet sich die Tragik des Saches: *Fiat iustitia, pereat mundus!* zu licht- und sinnvoller Bedeutung „Wo Gerechtigkeit geschehen soll, da muß der Mensch zum Sterben bereit sein“. (S. 53). Er muß bereit sein, vor der Wirklichkeit des andern Menschen, aus der Hülle seiner Tiernatur und der bloßen Welt der Gegenständlichkeiten hinaus, in die Welt des Menschen hineinzusteigen. Das Fazit der Betrachtungen führt dazu, den ewigen Grund-Duell aller Gerechtigkeit in der stetigen Opferkraft des Menschen zu finden. Nur durch die einströmende *charitas* vermag der Zeitgenosse seine richtige Richtung zum Andern noch zu finden. Jede andere Lösung muß letztlich von der Ausgleichung zur Sühne, von der Sühne zur Rache, von der Rache zum Haß und vom Haß zur Vernichtung alles Zusammenlebens führen.

Wo die Situationen sich zugespielt haben, wie in der Gegenwart, hilft hüben wie drüben, nur der heroische Entschluß: Opfer nicht bloß als lästige Verzichte zu erbringen, sondern im Bewußtsein ihrer lichtvollen Sinnhaftigkeit: als die, dem heutigen Menschen und seiner Stellung im ganzen der Welt, angemessene, zubestimmte und würdige Haltung.

Wie diese christliche Haltung der Gerechtigkeit in die einzelnen juristischen Fragen hinein verfolgt und zur konkreten Darstellung gelangt, kann zu beschreiben nicht Aufgabe einer bloßen Besprechung sein. Doch sei darauf hingewiesen, daß dem Juristen, der um eine menschenwürdige Rechtsgestaltung ringt, auf unzählige seiner Fragen treffliche Antwort gegeben wird. Er wird das Buch nicht ohne Gewinn aus der Hand legen. Ja, es wird ihm bald zum unentbehrlichen Begleiter und Berater in den Fragen alltäglichen Rechtslebens werden.

Eidgenossenschaft im neuen Europa. Eine Schrift für alle, die sich in trefflicher und leichtverständlicher Weise über das Wesen der Eid-Genossenschaft, ihre Bedeutung für Europa und die Wege zu einer sinnvollen und menschenwürdigen Gestaltung der europäischen Wirklichkeit, unterrichten wollen.

„Europa in seiner Ganzheit zu überdenken“ ist das Anliegen dieser Schrift. Die Lösung der europäischen Frage kann weder in einer alles ertötenden Vereinheitlichung, noch in stumpfer Resignation vor der gewachsenen Vielfalt der Gegenfälle, erblickt werden. Erst die Einheit in der Vielfalt, welche im tiefsten Sinne das Wesen der Genossenschaft bedeutet, vermag die lebendigen Widersprüche heutiger Gegebenheiten und die kraftvollen Spannungen, die allem pulsenden Leben eigen sind und aus ihm fruchtbar gemacht werden müssen, in ein sinnvolles Ganzes aufzufassen. Nur wenn jeder Teil im Ganzen seine Selbstständigkeit und Eigenart bewahrt und in seiner Funktion ins Ganze wirken kann, läßt sich eine Gestaltung europäischen Lebens finden, wie sie der Wirklichkeit des modernen Abendländers angemessen ist. Eine derartige Gestaltung vermag allein auf tätige Mit-Arbeit und Zusammen-Schaffen zum Werke der europäischen Gemeinschaft zu bauen.

Im Mittelpunkte der Betrachtungen steht die Beschreibung der Eid-Genossenschaft, als Ur-Bild einer menschenwürdigen Sozialordnung. In der Aufweisung der einzelnen „Baugedanken“ unseres Staates, dem Hinweis auf seine Grenzen

und in der Zusammen schau seiner Elemente, entsteht eine klare Schau über das Gesüge unseres Staats gebäudes.

Im Mittelpunkte dieses „Baues“ steht der freie, auf Einsicht gestellte, gewissenhaft entscheidende, sinnvoll Wirkende Eid-Genosse. In ihm findet alle Gemeinschaft ihren Grund. Die Quelle von Recht und Staat, welche für die Gegenwart weder in längst vergangenen Offenbarungen noch in metaphysischer Transzendenz gefunden werden kann, wird in der schlichten Wirklichkeit des herz- und gewissenhaften Ja zum Mit-Genossen aufgefunden. In der Freiheit zur Verantwortlichkeit, als „Wirkenskraft und Samen“ dieser „Anthropokratie“, dieser Herrschaft des Menschen, vollzieht sich die eidgenössische Gemeinschaft, als Lebensform des freien Christenmenschen. Damit steht sie als ein Ganzes vor der abendländischen Welt: eine Wirklichkeit gelebter und gemeisterter Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Die Aufweisung dieser Grundstruktur der Eid-Genossenschaft hat den Sinn, eine Weisung zu sein, Forchende und Tätige auf die wirksamen Prinzipien einer möglichen europäischen Zusammenarbeit aufmerksam zu machen. Ferner liegt es dem Verfasser, die Eid-Genossenschaft als „Programm“ darzustellen. Er ist sich bewußt, daß lebendige Nöte nicht durch allgemeine „Rezepte“ und soziale Wundermittel geheilt werden können. Eine Lösung wird sich bloß dort finden lassen, wo geistes-gegenwärtige Menschen sich zusammenfinden, um die sozialen Strukturen an den Notwendigkeiten der Situationen abzulesen. An die Stelle der abstrakten Völkerrechtstheorien und ihrer Rechtsanonymitäten, stellt diese Schrift eine, den europäischen Erfordernissen angemessene Zusammenarbeit der einzelnen Staaten im Rahmen einer europäischen Genossenschaft.

Damit unterscheidet sich diese Schrift von aller Utopistenliteratur. Sie ist weit davon entfernt, ein „Paradies auf Erden“ herab-zubeschwören! Was sie will: Richtung geben, wie in menschlicher Weise mit menschlichen Sorgen und Nöten fertig zu werden ist. Sie kann in ihrer leicht faßlichen Darstellung jedem anempfohlen werden, der bereit ist, aus dem Stande des Gewissens heraus, Wege zu suchen und zu begehen, die nötig sind, um die engere und weitere Heimat vor dem drohenden Abgrunde zu retten.

Über den Saß in der menschlichen Rede. Auch diese Schrift dient der „Bindung der Rede an das Gewissen“. Wer vermöchte angesichts des heutigen Wortstreites nicht zu erkennen, wie bitter nötig diese Bindung ist!

Ihrem Gegenstande nach gehört die kleine Schrift in das Gebiet der Sprachphilosophie. Doch welcher Unterschied gegenüber den Darstellungen, an die wir uns in diesem Gebiete haben gewöhnen müssen. Wer diese Schrift liest und aus ihrer klaren und feinen Geistigkeit atmet, der fühlt, daß da eine Behandlung der menschlichen Rede und des Wortes sich ankündet, welche alle „Bim-bam- und Wau-wau-Theorien“ überwindet, und auf den Kern, das Menschliche in der Rede vorstößt!

Die kleine Schrift zeigt das Wesen der ganzheitlichen Betrachtungs- und Schaffensweise in eindrücklicher Gestalt. In knappester Form verbindet sie Wissenschaft, Kunst und Religion zu einer umfassenden und durchgreifenden Ganzheit, zu der die Zugänge, von welcher Seite des Lebens her auch immer es sei, klar und offen vor uns liegen.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle aus dem näheren Inhalt dieser Abhandlung zu berichten. Wie vermöchte man ein Kunstwerk zu erzählen? Eigene Anschauung und eigenes Erlebnis allein vermögen ein getreues Bild davon zu geben. Deshalb sei bloß der innerste Wesenstern genannt, dessen Wirklichkeit der Verfasser durch alle Formen des menschlichen Redens hindurch aufzuweisen vermag: es ist die Überwindung der Allein-Rede durch die freie Miteinander-Rede. Und darin erweist sich diese Schrift wiederum als soziale Leistung. Als Weise wissenschaftlicher Betrachtung, die nicht bloß im Kontemplativen verharrt, sondern unmittelbar Grund und Halt zu bieten vermag, wo es um konkrete Entscheidungen des kleinen und großen Geschehens geht.

* * *

Es ist zu hoffen, daß diesen Schriften des Verfassers bald neue folgen werden. Und es ist zu hoffen, daß sein Weg nicht ein einsamer bleibt, sondern sich mitkämpfende, mit-gestaltende und mit-wirkende Kräfte finden werden.

Carl Döchslin.

Neue C. F. Meyer-Literatur.

C. F. Meyer. Gedichte an seine Braut. Herausgegeben von Constanze Speyer. Verlag Oprecht, Zürich/New York 1940.

Die Herausgabe dieser Gedichte war für mich eine freudige Überraschung. Allerdings muß gesagt werden, daß sich die schönsten dieser Gedichte, in ihrer letzten und vollendeten Fassung im Zyklus „Liebe“ der Sammlung finden, und uns somit längst bekannt sind; auch sind die meisten der vorliegenden Gedichte vom Meister selbst nicht für würdig erachtet worden, seinem bleibenden Werk eingegliedert zu werden. Er, der unermüdliche Künstler, gab sich nur mit dem höchsten zufrieden. Doch unser Standpunkt ist ein anderer; die Literaturforschung hat das Recht und die Pflicht, allem nachzuspüren, was neues Licht ins Lebenswerk der Dichter und Denker bringen kann. (Man denke an die kaum mehr zu überblickende Literatur um Goethe's Werk und Leben!) Durch die vornehme Unnahbarkeit, die C. F. Meyer's Wesen oft umgibt, möchten wir eindringen können in die Werkstatt seines Geistes, in sein Herz und seine Seele: die vorliegenden Gedichte helfen uns dazu. Sie sind in C. F. Meyer's glücklichster Zeit entstanden, impulsiv hingeworfen, wahre Lyrik aus innerstem Herzen strömend, manche nur „hingeträumt“ und „vor sich hergesungen“, wie er selbst sagt.

Das tiefe Glück, das die bräutliche Liebe im Herzen des Dichters entfachte, weist auch auf die oft verkannte Stellung, die seine Gattin in seinem Leben einnehmen sollte. Die originelle, temperamentvolle, herzgewinnend liebenswürdige Patrizierin stellte ihr Leben ganz in den Dienst des Dichters, und er vergalt es ihr mit treuester Liebe. Constanze Speyer zitiert im Vorwort aus einem Brief C. F. Meyer's an Rodenberg aus dem Jahre 1895, also nach zwanzigjähriger Ehe: „Ich finde mein einziges Glück in meiner l. Frau, die durch Glück und Unglück zu mir hält und nur für mich lebt.“

Den Dichter in seinen menschlich liebenswertesten Eigenschaften, seiner Güte und seinem Humor, seiner Treue und Ehrfurcht, uns näher gebracht zu haben, ist das Hauptverdienst der vorliegenden Publikation.

Medel, Eberhard: Conrad Ferdinand Meyer. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart. 1940.

Die Arbeit Eberhard Medels sucht auf ganz moderne und analytische Art den Werdegang des Dichters zu schildern: die niederdrückenden Jahre im Schatten der Mutter (das „Leiden eines Knaben“ ist ein Widerschein derselben), die befreibenden Jahre neben der Schwester, welch letztere, wie mir scheint, Meckel nicht so hoch einschätzt, als sie es verdient, und endlich die relativ freien Jahre in Kilsberg.

Meckel beschreibt die unproduktive, lähmende Träumerei der Jugend; des Dichters damalige merkwürdige Unbeholfenheit in der künstlerischen Darstellung, die mit einer eigentümlich klaren Einsicht in seine Ziele gepaart war, seine Leidenschaft zur künstlerischen Vervollkommenung, und noch im Alter sein ungeheures Arbeitsringen, „als stunde hinter ihm eine dunkle Macht, die ihn antrieb und in diesem ständigen Antreiben jedoch nur darauf wartete, sich seiner zu bemächtigen“. Ein herzbelebendes Schauspiel.

Sehr stark und vielleicht etwas einseitig für unser Empfinden betont Meckel C. F. Meyers Zugehörigkeit zu Deutschland, von der Zeit an, da der Dichter seinen Hütten schrieb. Die großzügige, warme Begeisterung für das geeinte und aufstrebende Deutschland von anno 70, eine Begeisterung, die von vielen guten und bodenständigen Schweizern geteilt wurde, war durch die historischen und kulturellen Gegebenheiten der damaligen Zeit bewirkt und sollte nicht als politisches Bekenntnis gewertet werden.

H. Schaefti.